Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 9

Artikel: Das Maskenmannli
Autor: Bollin, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667227

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johannes Bollin

DAS MASKENMANNLI

Diese Geschichte hat mir meine Mutter erzählt, wenn der erste Frühlingswind in die schmalen Häuserzeilen unseres Städtchens fuhr, und die Luft so sonderbar mild und würzig schmeckte, als wollte sie einem beim Atmen wie eine feine Näscherei auf der Zunge vergehen. Man hatte etwa schon ein Fenster offen in die Märzsonne hinaus, und von den Gassen drang der Lärm fröhlicher Menschen in allerlei Masken und wunderlichen Aufzügen empor. Belfernde Knallfrösche und dumpfe Kanonenkracher mischten sich hier und da in den Fastnachtslärm. Man konnte hohe Fistelstimmen von tiefen Basstönen unterscheiden. Und wenn man sich nicht gerade aus dem Fenster bog, die Sache näher zu beschauen, und dem Körperlosen in diesem vielfältigen Gebrodel durch einen Blick auf die herumtreibenden Masken bunte und heitere Gestalt zu geben, so konnte einem die eigene Phantasie noch weit tollere Bilder vorgaukeln, heitere vielleicht, auch erschreckende, wie sie eben ein Kind unterschiedlich in sich trägt, das besser noch ins Stüblein als auf die Gasse gehört.

Ich bin damals noch ein Hosenbüblein gewesen, und es erstaunte und wunderte mich tief, weshalb plötzlich zur Fastnachtszeit die Leute so ausser Rand und Band geraten mochten. Ich verstand nichts vom eigenartigen Reiz, wenigstens einmal im Jahr die Alltagskleider ablegen und in einen narrigen Flitterschmuck steigen zu dürfen, in dessen Schutz der Mensch sein eigenes Spiel freier zu spielen sich getraut. Meine Mutter wollte oder konnte mir auch keine Antwort auf meine vielen kindlich gefassten Fragen geben. Sie lachte bloss froh, und in ihrem Lachen spürte ich eine seltsame Wärme, die mir gefiel. So bat ich sie denn immer wieder um diese eine Geschichte, die ich euch hier erzählen will, und die Mutter tat mir auch oft und willig den Gefallen, ohne darauf zu achten, dass ich ihren Sinn vielleicht erst später einmal würde deuten können.

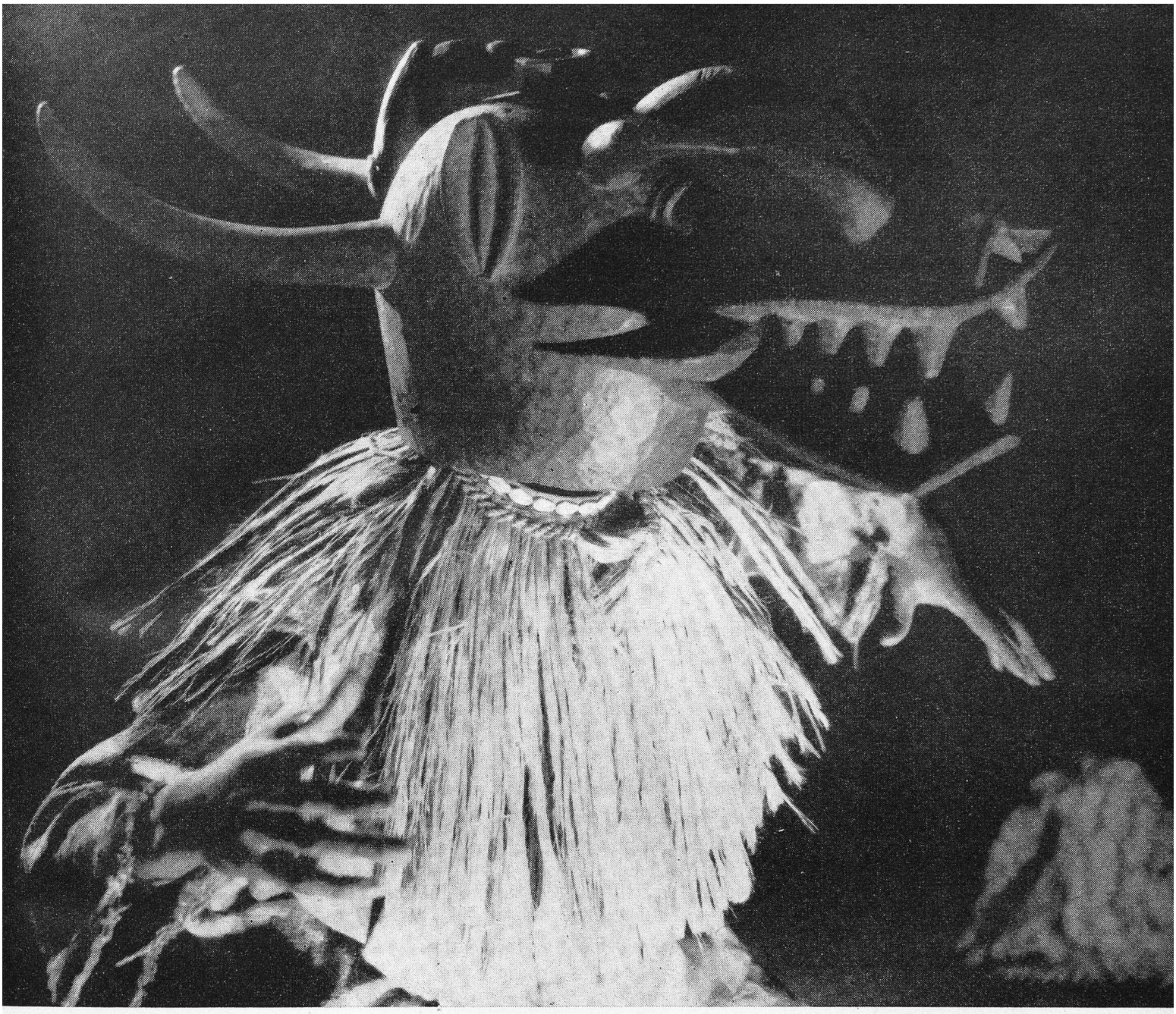
«Schau, Büblein», pflegte sie allemal zu beginnen, «da wo wir her sind, dein Vater und ich, treiben sich die Leute während der Fastenzeit noch toller herum. Da hat jeder so seine Flausen im Kopf, und der Maskenmacher beginnt schon im kalten Januar mit seiner fröhlichen Arbeit, damit er auch alle Bestellungen rechtzeitig und wunschgemäss auf die Trockengestelle in seiner Werkstatt kriegt . . .»

Weiter ging's. Die Mutter beschrieb die Larven und was sie alles für Absonderlichkeiten gehabt hätten. Ich sah sie förmlich vor mir, diese tollen Köpfe aus geleimtem Papier, bunt gestrichen und mit feuerroten Strohhaaren versehen. Der Maskenbildner aber, oder wie die Mutter sagte, das «Maskenmannli», stand gegenständlich vor mir, ein Hexenmeister im Reiche des tändelnden Spuks, ein emsiger Magier, der geheimnisvoll und zu fürchten war, weil unter seinen fleissigen Händen spitzbärtige Teufel und zahnlose, alte Weiber entstanden, ein Heer von skurrilen, lächerlichen, furchtbaren Figuren, die zusammen einem Alb hätten entstiegen sein können.

Das Maskenmannli in Mutters kleinem Dorf mag denn in der Tat ein wunderlicher Heiliger gewesen sein. Klein und gebückt, vom Alter eingetrocknet und mit wirrem, eisgrauem Haar, glich er selber den meisten seiner Larven. In jeder schier liess sich etwas von seinen Zügen erkennen, als hätte er sich koboldhaft immer wieder neu über sein eigenes unzulängliches Aeusseres lustig gemacht. Die Leute liebten ihn nicht sonderlich. Er trug, was er verdient, in die nächste Pinte und setzte es in beitzenden Fusel um. War er betrunken, so überzog er jedermann mit einer Flut von Schmähungen, belfernd und geifernd, in groteskem, ohnmächtigem Hohn. Auf seinen Krückenstock gelehnt, stand er stundenlang auf dem Dorfplatz vor der Kirche oder am unteren Ende der Landstrasse, und niemand war vor ihm sicher in seinem sinnlosen Zorn.

«Lumpenpack!» schrie er etwa. «Vagantenbrut, schamlose! Herumsaufen könnt ihr, im Verborgenen ludern. Ich mache euch ein neues Gesicht — kein schöneres, bei Gott, hihihi! — und schon traut ihr euch zu narren und zu necken, Gelafer zu halten und blödes Gelächter! Dabei verachtet ihr mich, weil ich trinken muss und dünkt euch grossartig, weiss wie . . .»

An dieser Stelle überkam ihn jeweilen das trunkene Elend, und er heulte eine Weile, dass sich seine roten Augen verschwollen.



Negermaske *Photo H. P. Roth*

«Was bin ich denn?» schluchzte er. «Ein Wurm, ein himmeltrauriger Lump! Wo ist der Hof, den ich erbte? — Draufgegangen im Schnaps! —Wo ist die Lina, meine Frau? Gestorben, verdorben im Gram . . .» Wenn dann der Selbstanklagen genug waren, durch welche er sein schuldiges Herz erleichterte, loderte in ihm plötzlich wieder der wilde Zorn aller im Leben Gescheiterter auf, eine jähe, versengende Glut aus der Asche seiner Unzulänglichkeit, die er mit traurigem Grimm an der Unzulänglichkeit aller Menschen mass.

«Ja, ja — macht nur so weiter!» kreischte er. «Verbergt euch hinter einfältigen Larven mit langen Nasen und schiefen Augen! Ihr werdet eurem Gewissen doch nicht entrinnen. Das Gewissen ist immer da, es klopft und klopft mit dem Blut in den Schläfen. Ha, glaubt ihr eigentlich, mit diesem bisschen Mummenschanz lasse es sich beschweigen wie ein Neugeborenes mit dem Nuggi? Was seid ihr doch allesamt für Narren und blinde Tröpfe . . .!»

Trafen die Dörfler das Maskenmannli in solcher Stimmung, dann überhörten sie seine Tiraden mit den Worten: «Was will man? Er hat eben das ganze Jahr Fastnacht. Man sollte ihm einmal die Wirtschaft verbieten, dem alten Trunkenbold!»

Es fand sich jedoch niemand, der diesen Entschluss wirklich in der Gemeindeversammlung hätte durchsetzen wollen. Das Maskenmannli trank weiter, und die Dörfler liessen sich getrost durch seine geschickten Hände ausrüsten, deren Zittern sogleich nachliess, begann der wunderliche Alte erst einmal mit der Arbeit. Dann rührte er auch keinen Schnaps mehr an. Sorgfältig rüstete er Modelle aus Gips, kleisterte die Papiermasse darum, modellierte und malte mit einer Lust, die in seltsamem Gegensatz stand zu seinem sonstigen Wesen.

«Man müsste mehr Leben in die Larven hineinbringen», seufzte er etwa und feixte sich vor dem zerbrochenen Handspiegel in seiner Bude allerhand Groteskes und Lächerliches vor. «So ein Gesicht hat viele Deutungen und Möglichkeiten. Wäre ich in der Stadt auf der Modellschule gewesen — haha, da wollte ich euch Larven machen, wollte ich . . .»

Eine unrühmliche Geschichte, die das Maskenmannli im Rausch mit dem Dorfpfarrer anstellte und bei welcher es in seinem blinden Zorn nun doch zuweit gegangen war, liess aber auch sein Mass eines Tages voll werden. Die Gemeindeversammlung beschloss auf Antrag, ihm ein Wirtschaftsverbot zu geben, und der Beschluss wurde sogar im Blättchen publiziert. Als die Dörfler diesen Frühling ihre Larven haben wollten, war das armselige Lotterhäuschen am Dorfausgang leer. Das Maskenmannli hatte seinen Kram zusammengepackt und war, ins Innerste gekränkt durch die Schmach, bei Nacht und Nebel fortgezogen. Die Dörfler machten verdutzte Gesichter und mussten sich ihre Larven auswärts besorgen. Aber es war nicht dasselbe, und die Fastnachtsfreude blieb gedämpft und halb wie schon seit Jahren nicht mehr.

Dafür widerhallte das Nachbardorf, mit dem man einer unbereinigten Grenze wegen in bitterem Streit lag, von Fröhlichkeit und Narrenrummel. Niemals zuvor hatte es in der Fastenzeit dort drüben soviel Gelächter gegeben wie in diesem Jahr, und die Leute aus dem Dorf hätten gar zu gerne den Anlass dazu gewusst. Hingehen mochte indessen des Grenzstreites wegen niemand. Man erfuhr nur so der Spur nach, dass die Leute im Nachbar dorf einen neuen Maskenmacher gefunden hätten, dessen Larven an der ganzen Heiterkeit Schuld sein sollten.

Am eigentlichen Fastnachtssonntag konnten dann auch unsere Dörfler inne werden, weshalb ihre Rivalen jenseits der Dorfgrenze so ausser Rand und Band geraten waren. Da zog nämlich just bei der umstrittenen Wiese ein toller Narrenspuk auf, lärmend und kreischend und unter höhnendem Zuruf und Gelächter — mitten im buntscheckigen Zug das Maskenmannli! Die Leute vom Nachbardorf aber trugen lauter Larven, die irgend einen der Dörfler grausam verspotteten. Da ging der dicke Herr Pfarrer, die Nüstern auf der roten, glatzköpfigen Maske salbungsvoll gebläht; da war der Ammann, Hochmut im nicht gerade klugen Gesicht. Da war der Lehrer, der Gemeindeschreiber, der Organist und der Totengräber — sie alle mit grotesk verzerrten Larvenzügen, die ihre geheimen Laster, Geiz, Dünkel, Heuchelei und Ueberheblichkeit, höhnend ins Absurde übersteigerten. Niemand von der «Dorfprominenz» war vergessen worden. Mit schier unnatürlicher Kunst hatte das ergrimmte, ausgestossene Maskenmannli die menschlichen Schwächen eines jeden erkannt und in böser Rachsucht nachgebildet!

Unsere Dörfler waren erst wie versteinert. Sie erblickten sich und ihre Hausgenossen einmal, vielleicht in dieser krassen Deutlichkeit zum erstenmal im wirklichen Licht der Erkenntnis, und es brauchte eine ganze Weile, bis sie dem lärmen-

den Spuk, zu welchem sich noch der Hohn in Zuruf und Gebärde gesellte, tätlich begegnen konnten. Dann aber übermannte sie die blinde Wut und sie stürzten sich auf den Maskenzug, herunterzureissen, was sie erwischen mochten, zu verprügeln, wer sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte . . .

Den Ausgang der Prügelei ist mir meine Mutter schuldig geblieben. Sie erzählte nur noch, dass die Rachetat des Maskenmannlis jenem nicht mehr viel Freude einbringen konnte. Zermürbt von Alter und Lebensenttäuschung starb er noch im gleichen Jahr. Nur diese Geschichte hat sich noch erhalten und eine Maske von seiner Hand, auf welcher mein Grossvater die Züge eines Lügenboldes und Märchenerzählers trägt. Sollte wohl etwas davon auch auf den Enkel gekommen sein . . .?

Ernst Kappeler

KLEINER NACHRUF AUF EIN AUTO

Meine Schüler behaupteten zwar, man könne es kaum ein Auto nennen, denn so etwas Hochbeiniges und Viereckiges könne heute keinen Anspruch mehr auf eine solche Bezeichnung erheben, da es doch offensichtlich eher einem Gartenhäuschen gleiche und besser an Ort und Stelle stehen bliebe, als bei jeder Kurve Gefahr zu laufen, umgeworfen zu werden. Auch könne das mattgescheuerte Blech seiner grauen Haube mit den strahlenden Modefarben der schnittigen Modelle 1956 nicht mehr in Konkurrenz treten. Am besten wäre es wohl, man würde das rumpelige Häuschen nun gelegentlich verschrotten, einzelne Teile möchten vielleicht da und dort noch zu etwas nützlich sein.

Obschon die abschätzige Beurteilung meines «De Luxe» allgemein und offensichtlich war, hielt ich selber mit unverbrüchlicher Treue an ihm fest. Was wussten die andern, wie viel er mir bedeutete? Nicht weniger als 120 000 km waren wir miteinander gefahren, in Regen und Sonne, durch Tag und Nacht: dreimal um die Erde herum liess er mich ungefährdet am Steuer, ohne einmal in einen seiner besseren Artgenossen hineinzurutschen oder den Schwanz eines unvorsichtigen Büsis zu überfahren.

Er hielt fünf Jahre seine Blechhaut hin, damit die meine nicht nass werde. Er fror an die Scheiben, damit ich innen warm habe; er nahm im Winter die ätzenden Salzspritzer in Empfang und rostete für mich. Er lief sich tapfer viermal die Pneus ab, während ich fünf Jahre meine Schuhsohlen sparte; er . . . ach, seine Selbstlosigkeit ist kaum zu beschreiben!

Natürlich alterte er mit der Zeit; aber tat ich es, der besser Behütete, etwa nicht? Wir verloren beide in unseren gemeinsamen Jahren viel von der anfänglichen Frische. Aber gerade das schmiedete uns zusammen. Wir kannten uns, auch unsere gegenseitigen Tücken. Jeder hatte Zeit, sich an den andern zu gewöhnen, und wir übten sehr bald die vollkommenste Rücksicht, da ja das Wohlergehen des einen auch die Freude des andern ausmachte.

Nein, der Pakt war nicht einseitig. Auch das Gartenhäuschen profitierte von meiner Zufriedenheit.

Nur einmal während seines Daseins hatte mein Gefährte einen andern Lenker am Steuer zu ertragen. Es war einer meiner Kollegen, der fahren lernte. Aber, was für Kapriolen vollführte er da! Mein Wagen sprang an wie ein Tiger, knirschte unmutig im Getriebe bei jedem Gangwechsel und stand einmal, mitten auf einem verkehrsreichen Platz. urplötzlich still. Bockstill stand er, und weder die gellenden Hupen der nachfolgenden Fahrer, noch das nervöse Winken des Polizisten vermochten ihn zur Vernunft zu bringen. Er wollte einfach nicht mehr weiter, weil er sich rundweg weigerte, einem Fremden Gefolgschaft zu leisten.

Was blieb mir anders übrig, als auszusteigen und mich auf der anderen Seite ans Steuer zu setzen? Ein sanfter Druck auf das Pedal — er antwortete mir mit seiner altvertrauten Stimme, dass er jetzt selbstverständlich zur Fahrt bereit sei, zum leisen Erstaunen meines peinlich berührten, kopfschüttelnden Kollegen.

Aber das lernt man nicht in den Fahrstunden, wie viel das gegenseitige Verstehen ausmacht, nicht nur unter den Menschen, sondern auch zwischen Mensch und Motor.

Ich hätte mich in einen Chevrolet neuester Konstruktion setzen können und wäre nicht so sicher gefahren wie mit meinem blechernen Gartenhäuschen. Auch nicht so wohlig. Denn all seine Fehler